

Stéphane Mallarmé: „Zu verwirklichen ist nur das Unmögliche. Briefe“

Gefühlsoffenbarungen eines Symbolisten

Von Antje Allroggen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 19.11.2023

Stéphane Mallarmés Gedichte gelten als schwer übersetzbar. Es geht um Klangbilder, Assoziationen, Wortneuschöpfungen. Was bisher für ein besseres Verständnis fehlte, war die Übersetzung der Briefe. Die liegt nun erstmals in deutscher Sprache vor und liefert überraschende Einblicke in Werk und Leben.

Ein Mann in den besten Jahren. Die Haare glatt nach hinten gekämmt. Kinn- und Schnauzbart akkurat frisiert. Tadellos sitzender Anzug, dazu ein Hemd, Querbinder. Der Blick direkt, aber nicht aufdringlich auf den Betrachter gerichtet.

So begegnen wir dem Dichter schon auf dem Buchdeckel der Briefe. Das Porträt ist die Nachzeichnung einer Fotografie, die Paul Nadar aufgenommen hat. Der Fotograf setzte das bürgerliche Publikum und dessen Geschmack in Szene, wie auch in diesem Fall: das konventionelle Porträt eines konventionell gekleideten Manns aus dem Bürgertum.

Dabei haben wir es hier mir Stéphane Mallarmé zu tun. Einem Künstler also, der die Lyrik seiner Zeit revolutionieren sollte. Ausgerechnet dieser Mallarmé zeigt sich hier in bürgerlicher Pose. Das ist befremdlich. Schon zu Lebzeiten wurde er als „der symbolischste aller symbolischen“ französischen Dichter bezeichnet. Mallarmé experimentierte schon früh, seit den 1860er Jahren, an der Ausformung dieser neuen Kunstrichtung und zählte zu einem der Avantgardenkünstler par excellence, die sich auf die Suche nach einer idealisierten Kunst machten, die die Welt in ihrer Ganzheit künstlerisch zu erfassen suchten.

Würden wir einen solchen Künstler, der sich die Schaffung einer besseren Kunstwelt zutraut, nicht mit einem ausschweifenden Lebensstil verbinden?

In den Korrespondenzen, und das ist der überraschende Moment dabei, begegnen wir einem

Stéphane Mallarmé

Zu verwirklichen ist
nur das Unmögliche.

Briefe

Ausgewählt, kommentiert und aus dem Französischen übersetzt von Leo Pinke und Tim Trzaskalik

Matthes & Seitz Verlag, Berlin

639 Seiten

48 Euro

Mallarmé, der es gern gemütlich hat: Um seine Englischkenntnisse zu verbessern, zieht es ihn in jungen Jahren für kurze Zeit nach London:

„9. Panton Square, Coventry Street, W. London.
Donnerstag, 13. Oder Freitag, 14. November 1862.
An Henri Cazalis:

Ich liebe den immergrauen Himmel, da braucht man nicht mehr zu denken. Azur und Sterne verschrecken. Hier ist man bei sich daheim, und Gott sieht einen nicht. Seine Spionin, die Sonne, wagt es nicht, sich da einzuschleichen.“

Im Wohnzimmer vorm Kamin

Der Aufenthalt wird es ihm ermöglichen, den Traum eines bürgerlichen Lebens bis zum Beginn seiner Rente als Englischlehrer leben zu können. Später wird er seine Zeit in London damit erklären, dass er dort seine Sprachkenntnisse für seine Edgar Allan Poe-Übersetzungen aufpoliert habe.

In London also sitzt er mit seiner Anvertrauten im kuscheligen Wohnzimmer, vermutlich vorm Kamin, und schaut dabei auf sein kleines Glück:

„9. Panton Square, Coventry Street, London
Donnerstag, 27. November 1862.
An Henri Cazalis:

Gestern haben Marie und ich eine schöne kleine deutsche Pendeluhr gesehen, ein herrliches Spielzeug. Sie ist faustgroß und hat drei Shilling gekostet. Wenn du das schöne Gehäuse aus rotem Holz, verziert mit einem gelben Streifen, und mit zwei kleinen Türen, die einen Nagel als Schloss haben, sehen könntest! Und die wunderbare Fayence-Fassade! Mit zwei darauf gemalten Rosen. Wir haben sie feierlich an der Wand gehängt und seither quasselt und quasselt die Teure mit ihrem vergoldeten Schwengel. Ihre Stimme ist ein freundliches Tick-Tack, das jede Sekunde sagt: ‚Ihr, die ihr euch umarmt, hört nur, wie ich genau allein in meiner Ecke emsig arbeite.‘ Eine der schönsten Augenblicke des Tages, und der würdevollsten, ist jener Augenblick, da ich zu ihr gehe, um ihre große Kupferkette bis zum Boden zu ziehen.“

Doch woher rührt diese Sehnsucht Mallarmés nach einem heimeligen und bürgerlichen Zuhause? Im Alter von nur sieben Jahren – das erfahren wir aus der Chronologie, die sich den Briefen anschließt – verliert er seine Mutter. Ihr Vater, also sein Großvater, wird daraufhin zum Vormund für Stéphane und seine Schwester Maria. Bald darauf, als Mallarmé 12 Jahre alt ist, stirbt auch diese. Darauf kommt er in einem Brief an seinen Freund Henri Cazalis zu sprechen, den er ein Leben lang als seine „âme-frère“ betrachtet. Interessant, wie viel Gefühl und Gefühligkeit im 19. Jahrhundert noch unter Männern möglich waren: Mallarmé umarmt und liebkost seinen besten Freund mit mehr als warmen Worten:

„16, Albert Terrace, Knightsbridge, London.
Donnerstag, 5. März 1863.
An Henri Cazalis:

Mein guter Henri. (...) Du weißt, wie sehr ich dich liebe und wie ich mit dir leide. (...) Deine teuren Briefe gleichen Küssen zu sehr: Man muss viel erraten. Auch dein armes Herz blutet

arg. Wie fürchterlich, dass wir nicht zusammen sein können: Wir werden zusehen, uns ein bisschen zu trösten, besser noch, zusammen zu weinen.“

Früh erlittene Verluste

Freundschaften bedeuten ihm, sicherlich auch aufgrund erlittener Verluste, vieles. Der Tod seiner Schwester hinterlässt bei Mallarmé tiefe Spuren: Im Alter von nur 15 Jahren verlässt er die Umgebung seiner Kindheit in Sens – einem kleinen malerischen Städtchen, etwa 100 Kilometer südöstlich von Paris gelegen – und lebt in verschiedenen Internaten. Nach dem Abitur kurz nach Sens zurückgekehrt, verliebt er sich dort in das deutsche Kindermädchen Marie, mit dem er wenig später nach London geht. Bald heiraten die beiden.

Nur zaghaft geht Marie auf Mallarmés Werben ein, doch schließlich gibt sie nach. Für diesen Band Mallarméscher Korrespondenzen wählte das Übersetzer-Duo Leo Pinke und Tim Trzaskalik etwa 200 Briefe aus mehr als 3.300 überlieferten aus. Auf Vollständigkeit mussten sie schon deshalb verzichten, weil sich in einigen Briefen Löcher oder Reißstellen befinden, das Leben des Dichters also nur anhand einzelner exemplarischer Stationen nacherzählt werden kann. Vervollständigt werden die biografischen Schlaglichter durch eine ausführliche Chronologie und ebenso ergiebige Anmerkungen im Anhang. Bei den Briefen haben sich Pinke und Trzaskalik, so schreiben sie in ihrer editorischen Vorbemerkung, an „zwei Leitlinien“ orientiert: den „Fragen der Literatur im engeren Sinn“ und der „Trennung von Leben und Werk“.

Die hier nun vorliegenden Briefe umfassen mehr als drei Jahrzehnte. Ein Zeitraum zwischen Mai 1862 und September 1898, in dem Mallarmé sich auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens befand. In einzelnen Briefen gewährt der Dichter dem Empfänger durchaus Einblicke in sein künstlerisches Tun. Immer wieder aber geht es um Banales: Unpässlichkeiten (seiner Frau berichtet er von einem Abszess an seinem Hintern), Einsamkeit und Isoliertheit in seinem „Einerleiexil“, wie Mallarmé 1866 in einem Brief an den Schriftsteller, Kunsthistoriker und Verleger Victor Pavie formuliert. Besonders verleidet aber wird ihm künstlerische Erfüllung durch seine Tätigkeit als Lehrer in der Schule. Von den Schülern fühlt er sich nicht verstanden.

„Tournon, Samstagmorgen, 28. April 1866.

An Henri Cazalis:

Wahrlich, was für poetische Eindrücke hätte ich, wäre ich nicht dazu gezwungen, jeden meiner Tage zu zerschneiden, pausenlos gekettet an das dümmste Handwerk, und an das ermüdendste, denn Dir zu sagen, wie sehr meine Klassen, mit ihrem ganzen Hohngelächter und ihren Steinigungen, mich zermürben, hieße, Dich leiden sehen zu wollen.“

Poesie der „reinen Idee“

Auch Krankheiten und Tod nehmen Mallarmé immer wieder gefangen, führen ihn in Krisen, Lebenskrisen. An einen Schriftstellerkollegen schreibt er:

„Paris, Mittwoch 15. Oktober 1879, halb sechs.

An Jean Marras.

„Mein lieber Marras, Anatole, der liebe arme Kleine, hat uns heute um drei Uhr verlassen. Kommen Sie, mein guter Freund, Ihre Anwesenheit wird uns eine Hilfe sein. S. Mallarmé.“

Schon vor Anatoles Tod befindet sich Mallarmé Mitte der 1860er Jahre in einer größeren Schaffenskrise. Seine ersten Prosagedichte entstehen. Als Lehrer wechselt er mit Frau und Tochter Geneviève, die 1863 in Tournon zur Welt gekommen ist, nach Besançon. 1864 hatte der Dichter damit angefangen, am „Hérodiade“-Projekt zu arbeiten. Es ist das erste Gedicht, in dem Mallarmé nach einer sich selbst bewussten Poesie strebt.

„Besançon, Freitag, 17. Mai 1867 oder Dienstag, 14. Mai 1867.

An Henri Cazalis:

Ich gestehe übrigens, aber nur Dir, dass ich mich zum Denken in diesem Spiegel anschauen muss (...), und hinge er nicht vor dem Tisch, an dem ich Dir schreibe, würde ich wieder das NICHTS werden. Das läuft daraus hinaus, Dir mitzuteilen, dass ich nunmehr unpersönlich bin, und nicht Stéphane, wie du ihn gekannt hast -, sondern eine Fähigkeit, die das GEISTIGE UNIVERSUM hat, sich zu sehen und zu entwickeln, durch das hindurch, was ich war.“

Die Wörter „Nichts“ und „geistiges Universum“ sind dabei zwei Schlüsselwörter, die, das machen die Übersetzer in ihrem Editorial transparent, im französischen Original zu Beginn des Wortes in Kapitälchen, also großgeschrieben werden. In der deutschen Übersetzung nun erscheinen diese grafisch hervorgehobenen Nomen in kompletter Großschreibung. Schlüsselwörter, die auf eine neuartige Poesie verweisen. Eine reine Dichtung, eine „poésie pure“. Für Mallarmé die einzige Möglichkeit, zur „reinen Idee“ vorzudringen.

Gedichte schreiben ist für ihn Arbeit, auch das findet in den Briefen klare Worte. Im Januar 1864 schickt Mallarmé sein „Azur“-Gedicht an Cazalis. Der Brief, auch dazu liefern die Übersetzer weitere Informationen in den Anmerkungen, ist „der ausführlichste Selbstkommentar“, den Mallarmé je erfassen sollte:

„Tournon, Donnerstagmorgen, 7. Januar 1864.

An Henri Cazalis:

„Es hat mir große Mühe gemacht, da ich tausend lyrische Liebenswürdigkeiten und schöne Verse, die unaufhörlich mein Hirn heimsuchten, verbannen musste, um unerbittlich bei meinem Thema zu bleiben. Ich schwöre dir, dass du kein Wort finden wirst, das mich nicht mehrere Stunden der Suche gekostet hat.“

Antithese von „Welt“ und „Paradies“

„Azur“ ist für Mallarmé Ziel aller idealisierten Träume und Wünsche. Eine komplette Loslösung aus der Welt der Gegenständlichkeit, um die Mallarmé stets bemüht war, kann er hier nicht erreichen. Geist und Materie bleiben voneinander getrennt.

1873, gute acht Jahre später, lernt Mallarmé Émile Zola kennen und mit ihm eine wirklichkeitsbeschreibende Lyrik, die der Dichter ablehnt. Trotzdem war er Émile Zola durchaus freundschaftlich verbunden. In Briefen an ihn zeigt sich ein aufrichtiger Respekt Mallarmés gegenüber Zola:

„Valvins, über Fontainebleau, 26. April 1878.

An Émile Zola:

Erlauben Sie mir heute, Ihnen zu sagen, in aller Einfachheit und wenigen Worten, dass ich ihr letztes Werk bewundere wie alle anderen, und vielleicht noch etwas mehr. Ich habe den

Eindruck, es ist Ihnen zum ersten Mal gelungen, nicht bloß etwas Großartiges zu schaffen, denn das sind Sie bereits gewohnt, sondern genau das, was Ihnen der Typus des modernen literarischen Werks ist. Ein Gedicht, und es ist eines, ununterbrochen; und ein Roman, für jeden, der darin nur ein zutreffendes Gemälde des zeitgenössischen Lebens sehen will.“

Umgekehrt hatte Zola allerdings nur wenig übrig für Mallarmés Kunst. Kennengelernt hatten sich beide über Édouard Manet, mit dem Mallarmé eine tiefe Freundschaft verband. Lediglich ein Brief an ihn ist erhalten:

„Paris, 21. Juli 1890, auf die Schnelle.

An Claude Monet:

Man unterbricht einen Menschen nicht inmitten einer solchen Freude, wie sie mir die Betrachtung Ihres Gemäldes bereitet, lieber Monet.“

Auch mit anderen namhaften Zeitgenossen stand Mallarmé brieflich in Kontakt: mit Paul Verlaine, den er gerne mit „mein lieber Verlaine“ ansprach, mit Joris-Karl Huysmans. Hinzu kommen Korrespondenzen mit Anatole France, André Gide, dem Fotografen Paul Nadar. In vielen Briefen an Kollegen äußert Mallarmé auch Kritik. Aufrichtig, pointiert, dabei immer konstruktiv.

Mallarmé recurriert immer wieder auf Gedichte aus seiner Feder, beschreibt, erläutert, ordnet ein. Am häufigsten Erwähnung findet sein wohl bedeutendstes Gedicht, der „Nachmittag eines Faun“, das er in Alexandrinern zwischen 1865 und 1867 geschrieben und 1876 veröffentlicht hat. An einen befreundeten Ägyptologen schreibt er:

„Tournon, Freitag, 30. Juni 1865, abends.

An Eugène Lefébure:

In meinem Faun (denn das ist mein Held) gebe ich mich sommerlichen Ausschweifungen hin, wie ich sie gar nicht an mir kannte, wobei ich gleichzeitig den Vers ausgiebig erforsche, was aufgrund der Handlung schwierig ist.“

An der Schwelle zur Liebesbeziehung

Mallarmés Wunsch, den „Faun“ am „Théâtre Français“, also der Comédie Française, in Paris uraufführen zu lassen, blieb ihm versagt. Eine Enttäuschung. Im Privaten hatte er mehr Erfolg: In den 1880er Jahren lernt Mallarmé über seinen Impressionisten-Freund Édouard Manet Méry Laurent kennen. Eine einschneidende Begegnung. Pinke und Trzaskalik erzählen die Anbahnung dieser für Mallarmé ungewöhnlichen und wohl auch einzigartigen Freundschaft in ihren Anmerkungen ausführlich nach. Die Beziehung der beiden sei „eine Freundschaft an der Schwelle einer Liebesbeziehung“ gewesen, über deren „Form der Überschreitung“ die Biografen bis heute uneins seien. Nach der Lektüre dieses Buches ist das erstaunlich, bekennt Mallarmé doch offen Zuneigung und Begehren:

„Paris, Januar 1886

An Méry Laurent.

Sonett für Sie.

O so geliebt von Weitem, so nah und weiß, so
Köstlicherweise du, Méry Laurent, dass ich sinne

Nach seltenem Balsam, der lügnerisch verströmt
Auf keiner Vase aus verdunkeltem Kristall.“

Mit Méry Laurent, seinem „Faun“, wie er sie in seinen Briefen nennt, war der im Gedicht noch imaginierte Faun für Mallarmé konkret geworden. Ein versöhnlicher Beweis dafür, dass nicht nur in der Kunst, sondern auch im „richtigen“ Leben das Unmögliche zu verwirklichen ist? Das fragen Pinke und Trzaskalik in ihren Anmerkungen und spielen dabei auf einen Brief an, den Mallarmé im Jahr 1867 an Cazalis geschrieben hat.

Einblicke in ein ausgefülltes Leben

Dass Mallarmé nicht nur in der Kunst, sondern auch in seinem Leben selbst gesetzte Grenzen überwand, gehört zu der großen Pointe dieser Brief-Ausgabe, die Pinke und Trzaskalik behutsam, souverän und dabei doch zurückgenommen übersetzt haben, so dass man den französischen Klang des Originals kaum vermisst. Dass der Einblick durch diese Briefe in ein ausgefülltes Leben lückenhaft ist, liegt in der Natur der Sache. Trotzdem bleibt nach der Lektüre der Korrespondenz die Frage offen, welche Leerstellen all die anderen, hier nicht ins Deutsche übersetzten Briefe noch füllen könnten: Was schrieben sich etwa Mallarmé und der um 20 Jahre jüngere Claude Debussy?

Die Übersetzer lassen die Auswahl mit Mallarmés letztem Brief an Frau und Tochter aus dem September 1898 enden, den er einen Tag vor seinem Tod geschrieben hat. Darin bittet er beide darum, seine Notizhaufen, die sich in einem halben Jahrhundert seines Lebens angesammelt haben, zu verbrennen. Damit sind vermutlich auch Briefe gemeint, vor allem aber wohl literarische Texte.

„Sie enthalten kein literarisches Vermächtnis, meine armen Kinder. Lasst sie nicht einmal von irgendjemandem begutachten; oder verwehrt Euch gegen jede neugierige oder freundschaftliche Einmischung. Sagt, dass man nicht entziffern können würde, was übrigens stimmt, und Euch meine armen Bedrückten, die Einzigen auf der Welt, die in diesem Maße in der Lage sind, das aufrichtige Leben eines Künstlers zu achten, dass es sehr schön geworden wäre.“

Mallarmé starb am 9. September 1898 in Valvins in der Nähe Fontainebleaus an Erstickung infolge eines Stimmritzenkrampfes. Sein letzter Brief, das merken die Übersetzer an, weist zahlreiche Streichungen auf.